

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 46

Artikel: St. Othmarstag, 16. November
Autor: F.V.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647028>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

werde eifrig geweißelt, doch könne jetzt schon gesagt werden, daß sein Projekt höchstens in Kombination mit einem andern in Frage komme. Wie und ob dies überhaupt möglich ist, muß sich jeder fragen, der den Entwurf von Le Corbusier kennt. Das gäbe voraussichtlich einen schönen Stein-, Stil- und Beton салат ab!

Wir haben uns erlaubt, unsere Ansicht über das Projekt Bago in der Legende zum Klischee zum Ausdruck zu geben. Herr Bago und seine Befürworter würden sich darüber kaum freuen, wenn sie ihnen zu Gesicht käme. Die Sache ist aber für die Schweiz so bitterernst, daß es viel ehrlicher ist, aus seiner Gesinnung keinen Hehl zu machen. — In der „N. Z. Z.“ wurde das Projekt Bagos wie folgt charakterisiert: Es zeigt Stilelemente aller Epochen: Von der Antike über Alhambra-Motive bis zum Barock, ja bis zur Ausstellungsarchitektur des 19. Jahrhunderts. Das Mittelstück bildet ein sechsseitiger Kuppelbau von orientalischem Gepräge, der sichtlich an die Hagia Sophia in Konstantinopel erinnert. Die Hagia Sophia schätzen wir als eine der schönsten Bauten, nur will uns scheinen, daß eine heutige Transponierung der Moschee weder für den Sprechsaal der Völkerbundsversammlung, noch für die Ufer des Genfersees am Plage ist... Nebenbei bemerkt würde der Entwurf Bagos mindestens 30 Millionen Franken (Schweizerfranken bitte!) kosten.

Das Entstehen für das Projekt Bago bedeutet zugleich eine scharfe Ablage an den Entwurf Le Corbusier. Zwei größere Gegensätze lassen sich kaum ausdenken. So viel scheint heute schon sicher zu sein, daß der Entwurf von Le Corbusier nicht in der Form ausgeführt wird, wie er heute vorliegt, vorausgesetzt, daß er überhaupt genehm sein wird. Ebenso wichtig wie die Schau von außen ist der Grundriß. Dieser ist bei Le Corbusier von einer überraschenden Klarheit. Nicht unwesentlich ist schließlich der Kostenpunkt: Zehn oder fünfzehn Millionen Franken mehr oder minder sind keine Kleinigkeit. Wenn Le Corbusier mit den ursprünglich bewilligten 13 Millionen auszukommen glaubt, so wird es doch gut sein, bei der Bauausführung auf der Hut zu sein. Le Corbusier hat an der Wohnungsausstellung in Stuttgart Proben seines Könnens abgelegt. Er hat enttäuscht, namentlich auch mit Rücksicht auf die „nach Schweizer Begriffen höchst mäßige Bauausführung“. (Professor Bernoulli im „Wert“ 1927, Septemberheft S. 263.) Trotzdem: Sein Entwurf zeichnet sich durch so große Vorteile aus, daß er es wohl wert ist, nochmals genau auf seine Tauglichkeit geprüft zu werden. Le Corbusier selbst wird der Erste sein, der die Mängel seiner Arbeit erkennt.

Der endgültige Entscheid wird von weittragender Bedeutung sein. Die Bauaufgabe ist groß, vergleichbar etwa mit dem Bau der St. Peterskirche in Rom, mit den vatikanischen Bauten. Ob wir reif und instande wären, heute eine St. Peterskirche zu bauen? Wir können die Frage auch anders stellen: Ist unsere Zeit reif und fähig das Haus für den Völkerbund zu bauen, das vor dem Urteil der Zukunft stand halten wird? J. D. Kehrl.

St. Othmarstag, 16. November.

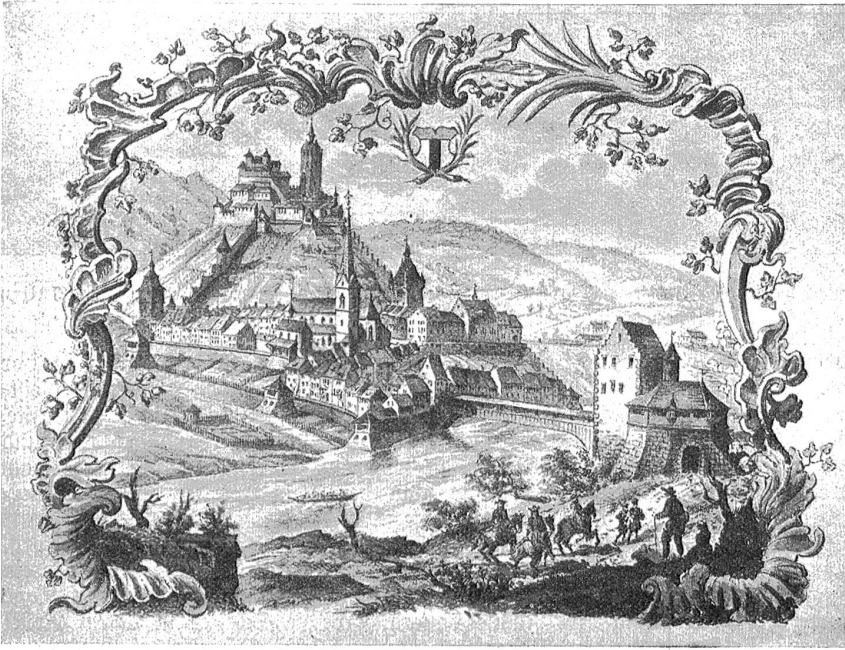
Volkskundliche Skizze.

Der 16. November ist dem Gedenken des heiligen Othmar geweiht, dessen Gemälde in der Stiftskirche zu St. Gallen zu sehen ist. Es stellt den Heiligen mit einem Weinfäßchen zu Füßen dar, denn Sankt Othmar wird zu den Weinheiligen gerechnet. Die Legende weiß folgendes zu berichten: Der um 759 als Abt des Klosters St. Gallen verstorbene Othmar hatte mit den Gaugrafen von Mëman-



Entwurf für den Völkerbundspalast in Genf von den Architekten Henri Paul Renot (Paris) und Julien Slegener (Genf). (Wurde mit einem ersten Preis ausgezeichnet.)

nien Streit wegen Güterbesitzungen. Man zitierte ihn vor ein Gericht. Abt Othmar erschien nicht, da er sich als Geistlicher nicht vor einem weltlichen Gericht verantworten wollte. Seine Widersacher setzten ihn nun kurzerhand gefangen und ferkerten ihn bis zu seinem Tode ein. Zehn Jahre nach dem Tode brachte man den Leichnam des im Exil Verstorbenen von der Insel Werd bei Stein a. Rh. nach Sankt Gallen. Raub aber waren die Schiffer mit dem Sarg, der die sterblichen Ueberreste barg, weggefahren, als ein fürchterlicher Sturm losbrach, der ununterbrochen drei Tage und drei Nächte dauerte und die Schiffer in diesem Nebel auf dem Bodensee herumirren ließ. Die erschöpften Ruherer tranken zur Stärkung aus einem kleinen Weinfäßchen, das sie mitgenommen hatten. Und siehe da, das Fäßchen wurde nie leer, sie konnten trinken so viel sie wollten. Das Wunder wurde Abt Othmar zugeschrieben, der Verstorbene heilig erklärt und zum Weinheiligen gemacht. Den Eingekerkerten umgab die geschäftige Sage mit einer Reihe von Wunder-taten. In der Ostschweiz spielt der Othmarstag bis auf unsere Tage eine gewisse Rolle. Der 16. November wird mit „Othmärlen“ oder „Deperle“ gefeiert. Unter „Othmärlen“ versteht man die Feier des Tages in fröhlicher Gesellschaft bei Essen und Trinken. Vor allem ist es Sitte, am 16. November den neuen Wein anzupapfen und zu versuchen. Wie könnte man einen Weinheiligen besser ehren! Natürlich wiederfährt die Ehre auch dem neuen Most. Dabei versäumt man nicht, an alle Wein- und Mostfässer zu klopfen, sagt doch der Volksmund: „Hüt mues an alli Fässer g'hlepfet si, es isch jo Depperlistag!“ Dieser Brauch hängt sicher weniger mit dem heiligen Othmar zusammen als vielmehr mit einem altheidnischen Opfer. Das unversieglige Fäßchen indes ist als „Othmars Lögele“ sprichwörtlich geworden. Das Versuchen des neuen Weins im St. Galler Oberland, das „Wigügelen“, schildert Georg Baumberger in „St. Gallerland — St. Gallervolk“ sehr anschaulich: „Der neue Wein befindet sich schon etwelsche Zeit abgedrückt in den mächtigen Rufen des Gemeindetorkels. Die alten, grauen Wände desselben und die massigen Bottiche sind von spärlichem Lichte koboldartig beleuchtet, und es herrscht ein eigener Geruch nach gärendem Wein und Fasshimmel. Um die Rufen herum, die bis oben hinauf mit Neuem gefüllt sind, auf dem der Traft einen luftdichten Dedel bildet, stehen die Besitzer ihres Inhalts und der Weinberge, sowie einzelne Nachbarn, Freunde, Bekannte usw., und der Kastanienbrater mit einem Korb gerösteter Kastanien fehlt auch nicht. Und nun beginnt das Gügelen. Man nimmt dünne Blechröhrchen, Hirtenpfeifen ähnlich, durchsticht mit ihnen die Traftbede und saugt den gegorenen Neuwein aus den Bottichen, der Reihe nach von einem zum anderen, ist zwischenhinein wieder ein paar Kastanien, macht Scherze, und der größte ist, einen Keuling bei diesem Sauggeschäft gehörig daran zu kriegen. Das ist übrigens gar nicht so schwer. Schon die Atmosphäre hat etwas Halbberauschendes, das flackernde Halblucht auch wieder, und der Jungwein schmeckt aus dem Röhrchen so vorzüglich, so kräftig und unschuldig, daß man immer wieder mag und — ist dann voller Tüde. Käme aber wieder ein Rembrandt auf die Welt, er würde ein „Wi-



Generalansicht von Baden, die Stadtseite, ums Jahr 1680.

gügelen“ im St. Galler Oberland malen: diese Bauerntypen mit den rätischen Zügen, teils in Halbdunkel, teils in greller Beleuchtung, die tiefbraunen Rufen und die moosigen, alten Torkelmauern — alles so lebensvoll und wieder so spukhaft zugleich. In Wartau im sanktgallischen Rheintal gehört zum „Othmärken“ auch das Spiel mit Nüssen.

Große Bedeutung hatte während der Othmarstag in Zofingen. Tobler berichtet in „Kleine Schriften“ darüber. In Erinnerung an eine Mordnacht am Othmarstage des Jahres 1238 wurde im alten Zofingen der 16. November festlich begangen. Im Jahre 1238 soll der um Zofingen lebende Adel mit Hilfe der Dominikaner versucht haben, sich der Stadt heimlich zu bemächtigen. Es wurden Kriegsknechte angeworben und in Fässern in die Stadt geführt. Die Soldaten hatten das Lösungswort „Do har got er!“ (Von dort her kommt er.) Die Fässer mit den Kriegern wurden im Hof des Dominikanerstifts aufgestellt. Nun sollen nach der Volksüberlieferung am selben Abend die Knaben des Städtchens in der Nähe des Klosters Ball gespielt haben. Ein Ball flog mitten unter die Fässer. Ein Knabe kletterte darüber, um ihn zu suchen. Dabei hörte er plötzlich aus mehreren Fässern Männerstimmen, da die Soldaten glaubten, der Moment zum Losschlagen sei gekommen. Der Knabe erzählte seine Beobachtung den Kameraden. Die Väter wurden verständigt und der Anschlag konnte vereitelt werden. Zur Erinnerung an diese glückliche Rettung führten die Zofinger ein Fest ein. Immer am 16. November veranstalteten sie einen Umzug. Die Ratsherren marschierten in ihrer Amtstracht an der Spitze mit. Die Kinder durften natürlich nicht fehlen. Der Schaffner des Stifts der Dominikaner hatte die Pflicht, den Kindern Weizenbrote („Mutshenen“) auszuteilen, auch Othmarsbrötchen genannt (diese Verpflichtung geht nach Tobler ursprünglich auf ein im Mittelalter oft durch Brotzinsen dargestelltes Dienstverhältnis zurück, hier auf ein solches zu dem Grafen von Froburg, deren Rechtsnachfolgerin später die Stadt

selbst wurde). Die Ratsherren und die übrigen Honoratioren des Städtchens pflegten sich abends zu einem festlichen Trunk zu vereinigen. Der Brauch dauerte bis 1798. Der Einmarsch der Franzosen machte ihm, wie vielen anderen Volksbräuchen, ein Ende. Zwar suchte man in der Restaurationsperiode, 1815—1830, ihn wieder aufleben zu lassen, allerdings in anderer Form. Die Kinder versammelten sich auf dem Hauptplatz, alle mit einer ausgehöhlten Rübe ausgerüstet, in welcher eine Kerze brannte. Schlags sieben Uhr wurde dann ein Zug durch die Stadt veranstaltet. Von 1825 hinweg wurden eine Zeitlang sogar die Brötchen wieder ausgeteilt, durch freiwillige Spenden der Bürgerschaft beschafft.

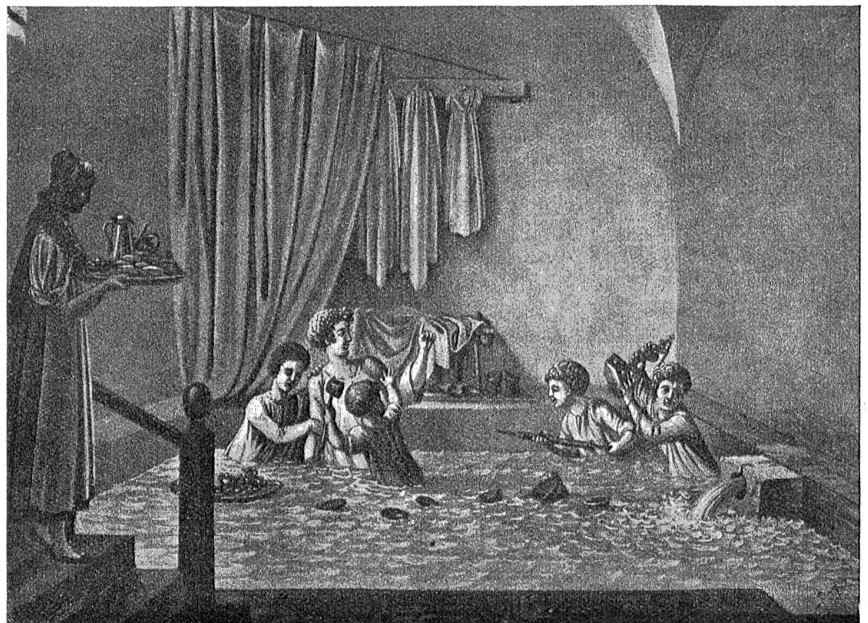
Auch der liebe Aberglauben spielt hinein. In den Erinnerungen des unterwaldnerischen Arztes Dr. Jakob Jenner aus Kerns (1736—1786) lesen wir folgendes Rezept: „Gegen Wanzen nimm am Sankt Othmarstag, zwischen Mittag und zwölf Uhr, Rinden von einem Eschbaum und lege sie in die Zimmer, so müssen sie alle fliehen. Ist bewährte Kunst“. F. V.

Die Badenfahrten.

Schon den Römern war die Heilkraft der 17 heißen Quellen bekannt, die bei Baden an der Limmat dem Erdboden entströmen. Sie bauten und unterhielten in der Nähe der Bäder ein großes Militärspital; wahrscheinlich ließen sie ihre kranken Soldaten schon die Wohlthat einer Thermalbadekur genießen.

Unter der Alemannenherrschaft zerfielen die Bäder, um erst Jahrhunderte später wieder zu neuem Leben zu erwachen. Vom 13. und 14. Jahrhundert an nahm mit dem Aufkommen der Badesitten die Bedeutung Badens stetig zu, und man kann wohl sagen, daß der alte Ruhm der Quellen als Gesundheitspender heute noch unvermindert andauert.

Es sind uns eine Anzahl Schilderungen aus verschiedenen Zeitepochen erhalten, die den Badebetrieb in Baden



Ein Familienbad im Jahre 1805.